

# *Der Graupapagei*

„Wie findet man Mut zur Veränderung?“

Ein Ratgeber der besonderen Art

## **Impressum**

© 2024 Daniel White

Verlag und Druck: tredition GmbH  
Heinz-Beusen-Stieg 5  
22926 Ahrensburg

ISBN-Taschenbuch: 978-3-7497-5561-5 (Paperback)  
ISBN-Hardcover: 978-3-7497-5562-2 (Hardcover)  
ISBN E-Book: 978-3-7497-5563-9 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

# **Inhalt**

<b>Vorwort .....</b>	<b>6</b>
<b>1. „Schluss damit“ oder „Ich hol mich hier raus“ .....</b>	<b>8</b>
<b>2. Der Graupapagei ist endlich frei .....</b>	<b>11</b>
Der Autor .....	14
<b>3. Deutsch gleich deutsch?.....</b>	<b>16</b>
<b>4. Der Alltag oder ist das normal? .....</b>	<b>22</b>
<b>5. Racial Profiling · Rassisten beim Freund und Helfer .....</b>	<b>30</b>
<b>6. Nicht meckern – machen oder ich pack`s an .....</b>	<b>35</b>
Die Geschichte vom Taxifahrer William .....	49
Die Geschichte von Mike, dem Verkäufer .....	51
Leben im Konjunktiv: „Hätte ich es doch versucht“ .....	53
Mut und Überzeugung – Adler oder Henne? .....	58
Biografie als Chance versus Opferrolle.....	62
<b>7. Der neue Weg .....</b>	<b>66</b>

<b>8. Die Traumfabrik .....</b>	<b>68</b>
Tschüss, Berlin-Gropiusstadt.....	71
Bitte einsteigen und Türen schließen.....	85
Grüß Gott, Wien .....	88
 <b>9. Der TV-Alltag oder Afrodeutsch gleich „Undeutsch“ ....</b>	<b>102</b>
Deutschland ist schön .....	108
Die Entscheidung, aufzubrechen .....	110
Mir reicht's oder Der Aufbruch.....	115
Die Flucht nach vorn.....	130
 <b>10. (M)ein Blick zurück.....</b>	<b>134</b>
Was bin ich? oder Meine Identitätssuche .....	141
 <b>11. Rote Karte für Besserwisser und Dummschwätzer .....</b>	<b>160</b>
 <b>12. Schlusswort.....</b>	<b>170</b>

Dieses Buch ist meiner geliebten Omi gewidmet, die am  
08.04.2017 im Alter von 101 Jahren verstarb.

## **Vorwort**

Willkommen.

Dieses Buch ist für die Neugierigen. Für die Suchenden. Für all jene, die spüren, dass es so nicht weitergehen kann – im Job, im Leben, im Denken.

Für Arbeitnehmer, die sich leer schuften. Für Arbeitslose, die sich nicht gesehen fühlen. Für Schüler, Studenten, Abbrecher, Umsteiger. Für alle, die anders sind – und genau darin wahrgenommen werden wollen. Für Menschen, die von Rassismus betroffen sind. Für Menschen, die zweifeln.

Sie halten dieses Buch in den Händen, weil etwas in Ihnen sich bewegen will. Vielleicht ein stiller Trotz. Vielleicht ein Funke Hoffnung. Vielleicht der Wunsch nach einem echten „Jetzt erst recht.“

Ich schreibe hier keine Theorie. Ich erzähle. Von meinem Leben. Von Begegnungen. Von Scheitern, Aufbruch und Freude. Vielleicht finden Sie sich darin wieder. Vielleicht erkennen Sie Ihre eigene Stimme zwischen meinen Zeilen. Und vielleicht hilft Ihnen dieses Buch, Ihre Kraft wiederzufinden – oder sie zum ersten Mal zu spüren.

Es braucht Mut, sich zu verändern. Aber noch mehr Mut braucht es, sich selbst treu zu bleiben – in einer Welt, die ständig ruft: „Pass dich an!“

Wenn Sie diesen Mut suchen – willkommen.  
Wenn Sie ihn bereits gefunden haben – umso besser.

Dieses Buch ist Ihr Begleiter. Kein Ratgeber. Kein Besserwisser. Nur ein Mensch, der erzählt, was war – und was möglich ist.

Zur Lesbarkeit: Ich verwende im Buch durchgängig die männliche Form. Gemeint sind selbstverständlich immer alle Menschen – egal welches Geschlecht sie haben oder empfinden.

Ich wünsche Ihnen beim Lesen Erkenntnis und beim Aufbrechen ein gutes Stück Rückenwind.

## **1. „Schluss damit“ oder „Ich hol mich hier raus“**

Vielleicht kennen Sie dieses Gefühl: die Ohnmacht, nur noch zu funktionieren, statt selbst zu handeln. Wie ein Befehlsempfänger. Wie ein Papagei, der bloß wiederholt, was andere sagen – ohne Raum für eigene Gedanken oder Kreativität.

Doch Wissenschaftler haben bewiesen: Graupapageien sind klüger, als man denkt. Sie erinnern sich an Zusammenhänge, kommunizieren bedeutungsbezogen – und doch: Sie bleiben im Käfig. Nicht, weil sie es nicht besser wüssten, sondern weil sie das Gehege als gegeben hinnehmen. Genau darin liegt das tragische Sinnbild.

Ich sah mich selbst in diesem Bild: ein menschliches Wesen, gefangen in einem unsichtbaren Käfig aus Erwartungen, Angst, Anpassung. Ich lebte darin. Nicht sichtbar. Aber spürbar. Und ich hatte mich arrangiert.

Ich sagte Ja, wenn ich Nein meinte. Ich wollte gefallen. Kein Ärger. Kein Widerstand. Ich war Der Angepasste.

„Everybody's Darling“ – außen ruhig, innen im Aufruhr. Mein Wunsch? Gesehen werden. Nicht als Außenseiter. Nicht als Exot. Einfach nur: normal. Doch was ist „normal“, wenn man schon als Kind lernt, dass man anders ist?



Ich wuchs im Schatten einer Mutter, deren Reinlichkeitswahn unser Zuhause steril hielt – und mich gleich mit.

Sandkasten war verboten. Spielen verboten. Freunde verboten. Ein Leben zwischen Putzlappen und Isolation. Die Welt war draußen. Ich war drinnen. Und wenn ich nicht gehorchte, kamen ihre Schläge – leise, gezielt, eiskalt.

Also flüchtete ich. In Gedanken. In Rollen. Ich träumte vom Schauspiel, von einer Bühne, auf der ich endlich frei sein könnte. Ich wollte gehört werden. Geliebt werden. Aber auch dieser Traum war eingeschlossen in Angst. Ich sprach ihn nicht aus – aus Sorge, ausgelacht zu werden. Missverstanden. Abgelehnt.

Ich lernte früh: Gefühle zeigen macht angreifbar. Mein Anderssein – mein Aussehen, mein Wesen – machte mich angreifbar genug. Als einziger Afrodeutscher in meiner Schule, meinem Kiez, war ich Zielscheibe von Spott, Ausgrenzung, Alltagsrassismus. Witze, Blicke, Sprüche – von Mitschülern, von Lehrern. Mein Wert wurde nicht an meinen Fähigkeiten gemessen, sondern an meiner Hautfarbe. Zuhause gab es keinen Trost. Mein Vater war verschwunden, meine Mutter interessierte sich nicht für meine Seele. Also baute ich Mauern. Ich spielte mit, passte mich an, gab den braven Sohn, den angepassten Schüler, den netten Kollegen. Ich hörte auf, meine Wahrheit zu sagen. Ich verstummte. Jahre vergingen. Ich wurde älter. Ich versuchte, zu gefallen. Ich wollte dazugehören. Aber der

Preis war hoch: Ich verlor mich selbst. Ich ließ andere bestimmen, ob ich liebenswert bin, ob ich als Arbeitnehmer oder Schauspieler „tauge“. Ich ließ zu, dass sie mein Leben bewerten.

Es war an der Zeit, diesen Käfig zu sprengen.

Schluss mit dem ewigen Ja-Sagen. Schluss mit dem Kleinmachen. Schluss mit der Angst. Ich holte mich selbst da raus.

Es war kein einfacher Weg. Es brauchte Jahre, Umwege, Rückschläge. Aber irgendwann – ich war über vierzig – begriff ich, was Selbstwert wirklich bedeutet. Ich lernte, dass ich selbst die einzige Autorität bin, die entscheidet, wie viel ich wert bin. Und dass Freiheit nicht geschenkt wird – man muss sie sich nehmen.

Heute weiß ich:

Freiheit beginnt nicht draußen. Sie beginnt im Kopf. In der Entscheidung, sich selbst zu erlauben, anders zu sein. Laut zu sein. Lebendig zu sein.

Ich bin kein Papagei.

Ich bin kein Echo.

Ich bin Stimme.

Und wenn Sie diesen Text lesen und etwas in Ihnen zuckt, zu zweifeln beginnt – dann ist das vielleicht Ihr Anfang.

Ihr eigener Satz: Schluss damit.

## **2. Der Graupapagei ist endlich frei**

Lange glaubte ich, nicht gut genug zu sein. Nicht klug genug, nicht stark genug, nicht würdig genug. Diese Zweifel kamen nicht aus dem Nichts. Sie waren alt. Eingepflanzt. Genährt von einer Kindheit, die nicht Geborgenheit bedeutete, sondern Kontrolle.

Meine Mutter war die Königin der Reinheit – und ich der Störenfried. Ihre Welt bestand aus glatten Flächen, geputzten Oberflächen, faltenfreier Kleidung.

Ich durfte nichts tun, was auch nur entfernt Krümel, Staub oder Unordnung erzeugen konnte. Keine Kekse essen. Kein Brot schmieren. Kein Spielen im Freien. Kein Basteln. Keine Freunde. Keine Kindergeburtstage.

Kindsein – das war bei uns eine potenzielle Bedrohung. Für sie. Für ihren Perfektionismus. Für ihre Scheinwelt.

Ich erinnere mich an einen Tag im Hort. Ich spielte im Sandkasten. Sie sah mich – und schrie vor allen Kindern, vor den Erziehern. Zuhause folgten die Ohrfeigen.

Nicht wegen dem Spiel. Sondern wegen dem Staub, dem Sand, dem Ungehorsam. So war sie.

Sie kochte nicht. Sie berührte nichts, was klebrig oder fettig war. Sogar das Schälen einer Orange war ihr zuwider.

Dosenessen war unser Alltag.

Nicht aus Armut – aus Abwehr.

Ein Psychologe nannte es später Zwang. Ich nannte es:  
meine Kindheit.

Meine Oma, die für mich ein Anker war, riet ihr: „Geh zu  
einem Psychologen.“

Ihre Antwort: „Ich bin doch nicht verrückt.“  
Und so blieb alles, wie es war.

Ich wuchs auf zwischen Putzlappen und Vorwürfen.  
Und ich war allein.

Nicht einfach unbeachtet – sondern ungeliebt.

Eine ehemalige Kollegin meiner Mutter sagte einmal zu mir:  
„Du hast gar nicht zu ihr gepasst. Sie wirkte wie eine Single-  
Frau ohne Kind.“  
Das traf. Und es stimmte.

Ich war ein Fremdkörper in ihrem Leben – und irgendwann  
auch in meinem.  
So schwieg ich.

Ich sprach nicht über meinen Wunsch, Schauspieler zu wer-  
den. Nicht, weil ich ihn nicht fühlte. Sondern weil ich  
wusste: Es gäbe kein Verständnis.  
Kein offenes Ohr. Nur Abwertung.

Also log ich.

Ich sagte, ich wolle erst mal „was Sicheres“.  
Ich träumte insgeheim. Ich spielte Rollen im Kopf.

Ich übte Dialoge im Spiegel – und lächelte nach außen brav.  
Doch innerlich wusste ich: Ich war kein Bausparer.  
Kein Eigentumswohnungs-Typ. Ich war ein Mensch voller  
Bilder, voller Sätze, voller Sehnsucht.

Ich wollte gesehen werden – nicht beurteilt.  
Ich wollte leben – nicht überleben.  
Ich wollte frei sein.

Denn meine Hautfarbe schien jede Tür schwerer zu öffnen.  
In der Schule verspottet, von Lehrern gedemütigt, im Sport-  
unterricht schlechter bewertet trotz bester Leistung – alles  
war Beweis genug: Ich musste besser sein, nur um als gleich  
zu gelten. Und dann: der Rassismus auf der Straße. In der U-  
Bahn. Auf der Arbeit. Zuhause die Gewalt. Die Gleichgültig-  
keit meiner Mutter. Als mein Sohn geboren wurde, wollte  
sie ihn nicht einmal kennenlernen. Ein unschuldiges Kind –  
abgelehnt aus Prinzip.

Heute lebt sie in einer gepflegten Seniorenresidenz, exklu-  
siv, ordentlich. Ein Ort, der perfekt zu ihr passt. Und ich?

Ich lebe. Zum ersten Mal. Ich bin kein Produkt mehr fremder  
Erwartungen. Kein Objekt der Beurteilung. Ich bin frei – in-  
nerlich. Und niemand, kein Chef, kein Produzent, kein Regis-  
seur, nicht einmal meine Mutter, darf mir das Gefühl neh-  
men, ein wertvoller Mensch zu sein.

Ich bin frei. Und ich bleibe es.

## **Der Autor**

Wer bin ich? Gute Frage.

Meine Geschichte beginnt zwischen zwei Kulturen, zwei Sprachen, zwei Welten. Meine Mutter Deutsche, mein Vater Amerikaner. Geboren wurde ich aber in Frankreich, das für seine Vielfalt bekannt ist. Aufgewachsen bin ich in Deutschland, wo ich schnell lernte, was es heißt, „anders“ zu sein. Schon früh habe ich gelernt, dass man doppelt so gut sein muss, um überhaupt halb so viel Anerkennung zu bekommen. Ich spürte, dass ich gesehen werde – aber nicht immer erkannt. Dass ich dazugehöre – aber nie ganz. Dieses Gefühl begleitete mich durch die Schulzeit, das Studium, den Beruf. Und es hinterließ Spuren: Fragen, Zweifel, Wut – aber auch eine tiefe Sehnsucht nach Sinn, Gerechtigkeit und Zugehörigkeit.

In meinem Leben habe ich viele Rollen eingenommen: Schüler, Student, Angestellter, Arbeitsloser, Suchender. Ich kenne den Leistungsdruck, die Unsicherheit und die Fragen, die einem den Schlaf rauben: „Bin ich gut genug?“ „Werde ich je dazugehören?“

Aber ich kenne jetzt die Kraft der Veränderung und was es heißt, aufzustehen und weiterzugehen. Ich habe erfahren, wie es ist, sich aus scheinbar ausweglosen Situationen zu befreien. Nicht auf einen Schlag, sondern Schritt für Schritt – durch Ehrlichkeit, Mut und den festen Willen, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Dieses Buch ist mein Versuch, meine Erfahrungen zu teilen. Nicht als Ratgeber von oben herab, sondern als jemand, der selbst lange gesucht hat. Vielleicht finden Sie darin einen Funken, der auch in Ihrem Leben etwas zum Leuchten bringt.

### 3. Deutsch gleich deutsch?

Was bedeutet es eigentlich, deutsch zu sein?

Für manche ist es blond und blauäugig. Hellhäutig.

Für andere ist es ein Pass. Ein Geburtsort. Eine Sprache.

Für mich war es lange ein Widerspruch.

Ich bin Deutscher. Aufgewachsen in Berlin. Meine Mutter – weiß, Berlinerin. Mein Vater – ein afroamerikanischer GI. Und trotzdem werde ich, sobald ich einen Raum betrete, kategorisiert: fremd, migrantisch, exotisch. Ich spreche Deutsch. Ich denke Deutsch. Ich träume sogar auf Deutsch. Und trotzdem: Ich musste mich oft erklären. Musste belegen, beweisen, begründen, warum ich hierhergehöre. Wer aussieht wie ich, gilt für viele noch immer als „nicht von hier“.

„Woher kommst du?“

„Nein, ich meine: wirklich?“

Diese Fragen begleiten mich seit meiner Kindheit. Sie sind freundlich gemeint, sagen die Fragenden. Doch zwischen den Zeilen steckt ein Urteil: Du siehst nicht aus wie wir. Du bist nicht einer von uns. Nicht, weil das Interesse nicht da wäre, sondern weil die Antwort: „Ich bin Berliner“ nicht ausreicht.

Deutschland ist längst ein Einwanderungsland. Aber viele haben noch nicht verstanden, dass auch das Gesicht Deutschlands vielfältiger geworden ist. Nicht jeder,



der hier lebt, sieht aus wie das Bild aus den Schulbüchern von 1970.

Dabei stammen viele sogenannte „Biodeutsche“ selbst von Menschen ab, die einst migriert sind. Pommern. Schlesien. Russlanddeutsche. Balkan. Italien. Türkei. Wer tiefer schaut, sieht: Kaum ein Stammbaum hat nur einen Arm.

Es ist ein absurdes Schauspiel: Menschen, die nie in den Herkunftsländern ihrer Vorfahren waren, werden bis heute als Gäste behandelt. Und die Medien tun ihr Übriges: Der Begriff „Migrationshintergrund“ – gut gemeint, vielleicht. Aber auch ein Etikett.

Ein Euphemismus, der distanziert und ausgrenzt. Er sagt: Du bist hier – aber nicht von hier.

Wer ist denn nun mit „Migrationshintergrund“ gemeint? Die neu Eingewanderten oder die hier geborenen? Sie werden durch diese Etikettierung, alle in eine Schublade gesteckt. Wann wird man diese elendige Zuschreibung endlich los und was könnte man dagegen tun? Man sollte den Begriff „Migrationshintergrund“ abändern, denn er ist negativ konnotiert und setzt unweigerlich abwertende oder zumindest kritische Meinungen in Gang. Wie festgestellt, haben die meisten Deutschen einen Migrationshintergrund, wodurch dieses Labeling ohnehin ad absurdum geführt wird. Aufgrund der Unlogik ist es unabdingbar, dass der Begriff Migrationshintergrund durch ein Neuwort, also Neologismus erweitert werden muss, der eine logisch nachvollziehbare Abgrenzung, mit eindeutiger Bezeichnung

zum inhaltlich wirklich gemeinten und zutreffenden ermöglicht.

Wer also ist ein „Deutscher“? Was genau ist Deutschsein? Bedeutet es, dass ein Deutscher nur Deutscher sein kann, wenn er „deutschen Blutes“ ist?

Es wäre die Aufgabe vor allem der Politiker aller Parteien den Bürgern glaubhaft und nachhaltig zu vermitteln, dass wir in Deutschland in einer liberalen, multiethnischen Gesellschaft leben, in der alle Bürger gleichberechtigt behandelt werden, ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer Herkunft oder Hautfarbe.

Zu diesem Thema fällt mir folgendes Erlebnis ein: Eine ältere Dame aus meinem weiteren familiären Umfeld, Frau Esther Stübener, die 1995 leider an den Folgen eines operativen Eingriffs verstarb, sagte bereits in den frühen 1980-iger Jahren in ihrer unnachahmlichen Berliner Schnauze, beim Gesprächsthema deutsche und blonde Frauen: "Et jibt nu mal mehr dunkle Menschen uff da Welt und imma weenja Blonde. Du meenst, du siehst inna Stadt welche? Ach, die wern' och bald bejattet sein und dann jibt's keene Blonden mehr."

Diese Erkenntnis hängt unmittelbar mit der Frage des Deutschseins zusammen. Frau Stübener kann man als Visionärin, bezüglich des zukünftigen Erscheinungsbildes der Menschen einer multikulturellen deutschen Gesellschaft bezeichnen, wenn man die Zeit berücksichtigt, in der sie diese Aussage traf, denn Berlin war im Vergleich

zu heute wenig kosmopolitisch. Die Aussage, dass blonde Frauen tatsächlich vom Aussterben bedroht sind, bleibt eine provokante und haltlose These, denn sie würde bedeuten, dass sich alle Blondes mit mediterranen oder dunkelhäutigen Menschen paarten, was natürlich unsinnig ist. Tatsache ist, dass die Anzahl der vererbten Allele für die Ausprägung des Farbstoffs Melanin, also für das Aussehen der Hautfarbe verantwortlich ist. Im Fall der blonden Frau mit heller Haut und dem Mann mit dunklerer Haut, dominiert meist der dunklere Hauttyp.

Frau Stübener verstand schon damals, dass das Leben, in all seinen Facetten, Veränderung bedeutet, ob es einem gefällt oder nicht. Diesen Fakt werden die hohlen, rückwärtsgewandten Rechtsradikalen und Ewiggestrigen vermutlich nicht akzeptieren und ihre Haltung nicht ändern, darum ist es umso wichtiger, dass diese Thematik von Seiten der Politik und der Medien mit einer Selbstverständlichkeit und Normalität behandelt wird.

Ich selbst – laut Statistik ein „Mensch mit Migrationshintergrund“ – habe keinen. Meine Mutter ist Deutsche. Ich bin hier aufgewachsen. Und doch: Im Fernsehen darf ich den Drogendealer spielen, den Flüchtling, den Afrikaner. Nie den Deutschen. Denn das Bild des Deutschen ist für viele Entscheider in TV und Film noch immer zu eng.

Meine Oma wurde noch als „arisch“ bezeichnet – im giftigen Jargon der Nationalsozialisten. Sie kochte, erzog, glaubte an

Ordnung und an ihre Heimat. Und doch: Auch ihre Vorfahren kamen aus dem Osten Europas. Slawisch geprägt. Sprachlich verwurzelt in Regionen, die heute andere Namen tragen.

Ich habe eine Antwort auf die Frage gefunden: Warum klammern sich manche so verzweifelt an ein Idealbild von Deutschsein, das nie existiert hat?

Weil Zugehörigkeit Macht verleiht.

Weil „wir gegen die“ einfacher ist als „alle gemeinsam“. Weil Kategorien Sicherheit geben – auch wenn sie trennen.

Eine klare Antwort ist unbequem. Denn sie verlangt Veränderung. Und Veränderung braucht Mut.

Wer bestimmt eigentlich, wer dazugehört? Und warum lassen wir zu, dass Herkunft wichtiger ist als Haltung, als Sprache als Lebensrealität?

Es braucht dafür einen neuen Begriff. Einen, der nicht trennt, sondern verbindet. Einen, der anerkennt, was längst Realität ist: Deutschland ist nicht mehr nur weiß. Und war es vielleicht nie.

Aber es gibt Hoffnung.

Die Jugend denkt oft anders.

Offener. Freier. Neugieriger.

Und sie fragt nicht nach Blut, sondern nach Haltung.